

Hilde Artmeier, geboren 1964 in Oberbayern, lebt seit dreißig Jahren in und um Regensburg, war früher als Biologin und im fremdsprachlich-kaufmännischen Bereich tätig und arbeitet seit 2000 als Übersetzerin und freie Schriftstellerin.
www.hildegunde-artmeier.de

HILDE ARTMEIER

Dunkle Donau

KRIMINALROMAN

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Wolfgang

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: fotolia.com/magellan01

Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Susann Säuberlich, Neubiberg

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2016

ISBN 978-3-95451-954-5

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

www.emons-verlag.de

Prolog

Wann ist da drinnen endlich Ruhe?

Seit mindestens zwanzig Minuten hocke ich jetzt hier. Dabei sollte ich schon längst auf dem Rückweg sein, die anderen warten schließlich nicht ewig. Aber solange das Zeug noch in der Scheune liegt, kann ich nicht weg. Und solange im Haus noch wer wach ist, traue ich mich nicht in die Scheune.

Langsam zähle ich bis zehn. *Jedna, dva, tři ...*

Vor fünf Minuten war der Chef auf der Veranda, hat sein allerletztes Bier gekippt und die letzte Kippe gequalmt. Jetzt ist er im Bad und gleich im Schlafzimmer. Aber auch wenn er das Licht endlich ausgemacht hat, steht er manchmal wieder auf, geht noch mal pinkeln oder raucht die endgültig letzte Zigarette. Der Senior, der böse alte Grantler, pennt im Wohnzimmer, wie üblich im Fernsehsessel vor der Glotze. Die hat der Chef vorhin ausgeschaltet bei seinem allabendlichen Rundgang. Aber die Tür zur Veranda hat er wieder mal vergessen, die ist nur angelehnt. Irgendwann steigt da mal einer ein.

Oben, im Zimmer von dem Jungen, flackert es auch noch dann und wann, von der Taschenlampe. Der guckt sich unter der Bettdecke irgendwelchen Schund an. Kennt man ja, in dem Alter. Und am Schluss holt er sich einen runter.

Die Frau vom Chef, mit ihren wunderschönen blonden Haaren, ist mal wieder nirgendwo zu sehen, ihr BMW steht auch nicht vor der Garage. Wenn die auf Tour ist, wird es immer spät. Bis sie wieder da ist, bin ich längst über die Grenze.

Falls sie mich nicht erwischen.

Nein, auch heute wird es gut gehen.

Das Licht im Bad geht aus und das im Schlafzimmer an. Ich zähle bis zwanzig, dann bis dreißig, vierzig. Hilft ja nichts. Eine der wichtigsten Lektionen, die man im Leben lernen muss, sagt meine Großmutter immer: Übe dich in Geduld. Irgendwann wird die Geduld belohnt, sagt meine Großmutter.

Ich sitze bei der Kapelle unter den Birken, hinter dem Felsen, und es ist fast ganz still. Nur zwei, drei Grillen höre ich, das Rascheln der Blätter im Septemberwind. Nein, ein Wind ist das nicht. Eine leichte Brise und so warm, dass man meinen könnte, es wäre noch Sommer. Der Himmel ist klar, und Tausende Sterne funkeln.

Wieder muss ich an ihr Haar denken. Wunderbar lang ist es und eigentlich gar nicht blond. Manchmal, meist am Vormittag, geht sie draußen am Fenster vorbei, manchmal ist auch der Junge dabei. Wenn ich allein am Sägegatter bin, sehe ich ihr nach. Haar aus purem Gold, wie das Haar der Feen, die nachts im Wald die Jünglinge verzaubern, wenn man der Großmutter glauben kann. Hin und wieder bleibt sie auch stehen, redet mit einem der Kollegen, für jeden hat sie ein nettes Wort, und oft lacht sie, so frech und unschuldig. Ob die Feen auch so lachen? Manchmal frage ich mich, was sie hier hält. Sie passt nicht hierher.

Endlich wird es auch im Schlafzimmer dunkel. Nur im Kinderzimmer flackert es noch.

Čtyřicet-jedno, čtyřicet-dva ...

Das linke Bein schläft mir ein. Ich fluche, aber so leise, dass es niemand hören kann, strecke das Bein, fühle das Ameisenkribbeln im Fuß, wechsele die Stellung. Fast kippe ich um, kann mich gerade noch am Stamm festhalten.

Plötzlich knackt etwas, ganz in der Nähe. Der Fuchs, den ich beim letzten Mal gesehen habe?

Ich kneife die Augen zusammen, sehe aber kaum etwas in der Dunkelheit. Erst nahe beim Haus ist es heller, da stehen die Bäume nicht so dicht.

Do prdele, Scheiße noch mal – geht da einer?

Ja, da ist wer. Aber der geht nicht, der schleicht. Ganz schwarz ist er. Und in der Hand trägt er was. Etwas Langes, Schmales. Einen Stock?

Verflucht, ist das einer von den anderen? Aber die wollten doch an der Futterkrippe warten, hinten auf der Lichtung.

Ich drücke mich noch enger an den Baumstamm, sehe, wie

der Typ schon oben auf der Veranda ist. Jetzt ist er bei der Tür. So wie der sich bewegt – den kenne ich doch?

Ich kneife die Augen fester zusammen.

Ist das nicht der Johannes?

Im nächsten Moment ist er drin.

Was will denn der im Haus? Hat er den Senior nicht gesehen? Der kann doch nicht einfach ...

Soll ich den alten Grantler wecken? Aber dann will der wissen, was ich hier zu suchen habe, mitten in der Nacht. Dann bin ich meine Stelle los. Und wenn ich Pech habe, holt er sogar die Polizei. *Do prdele*, so eine Scheiße.

Vorsichtig husche ich zur Veranda, suche Schutz unter dem nächsten Baum, oben im Kinderzimmer flackert es wieder. Auch im Schlafzimmer geht wieder eine Funzel an. Der Chef muss noch mal pinkeln.

Wenn ich einen Kieselstein ans Fenster da oben werfe?

Ein Knall, irrsinnig laut.

War das im Wohnzimmer? Oder im Büro?

Das war ein Schuss!

Hat es nicht auch geblitzt?

Ich recke den Kopf. Und dann sehe ich es: Der Senior sitzt nicht mehr in seinem Sessel.

Oben im Treppenhaus wird es hell, ich höre den Chef schimpfen und rufen. Wieder blitzt und knallt es, die Scheiben im Treppenhaus sind plötzlich voller Spritzer.

Etwas Schwarzes. Dick und zäh sieht es aus.

Ist das ... Blut?

Schweiß strömt mir aus allen Poren.

Ich muss hier weg.

Und das Zeug in der Scheune?

Ein Motor brummt.

Scheinwerferlicht.

Ich mache mich so klein, wie ich kann.

Der BMW rollt die Auffahrt entlang, hält vor der Garage. Die Frau mit dem Goldhaar steigt aus. Im Lichtschein geht sie zum Garagentor. Im Haus wird wieder geschossen. Sie hebt den Kopf.

Total durchgedreht ist der. Erst der alte Grantler, dann der Chef und jetzt ...

Nein, das kann nicht sein.

Wer schießt denn auf Kinder?

Scheißegal, ich muss hier weg.

Und das Zeug in der Scheune?

Alles dreht sich mir im Kopf, ganz schwindlig ist mir. Atmen muss ich, ruhig bleiben, warten, mich in Geduld üben. Sagt meine Großmutter. Aber ich japse nur und halte mich an der Birke fest.

Die Frau vom Chef will die Haustür aufsperrn, der Schlüssel fällt ihr aus der Hand, sie bückt sich, stößt den Blumentopf neben der Tür um. Irgendwo im Haus der nächste Schuss. Und ein Schrei. Durch Mark und Bein geht mir dieser Schrei. Da hat einer Todesangst. Und höllische Schmerzen. Sie lässt die Tasche fallen, sperrt endlich auf, rennt hinein.

Wieder dieses entsetzliche Gebrüll.

Der Junge.

Ich bin ganz sicher: der Junge mit der Taschenlampe.

Ich muss hier weg.

Und die da drinnen?

Polizei!

Ich muss die Polizei alarmieren!

Nein, keine Polizei. Die fragen sonst, was ich hier will.

Do prdele ...

Geduld, sagt meine Großmutter. Du musst nur warten.

Der nächste Schuss. Ein Riesengeschrei. Die Frau vom Chef kreischt wie eine Verrückte. Den Jungen höre ich nicht mehr.

Der schießt die alle tot, alle!

Was, wenn er mich auch erwischt?

1

»Ich brauche Ihre Hilfe«, raunte mir die zierliche Frau mit dem platinblonden Bob zu, die mich gerade mitten im größten Gedränge angesprochen hatte. »Sie sind doch Privatdetektivin, oder?«

Ich nickte und betrachtete sie genauer. Der Bob reichte ihr bis zum Kinn, die Augen waren von pechschwarzem, für meinen Geschmack viel zu dick aufgetragenem Kaval umrahmt, der vermutlich den hilflosen Rehblick übertünchen sollte, der immer wieder darin aufflackerte. Immerhin kannte ich bereits den Namen meiner so unvermutet aus dem Gewühl aufgetauchten Gesprächspartnerin: Fiona Schwarz.

»Anna di Santosa«, stellte ich mich vor. »Worum geht es?«

Sie sah sich nach allen Seiten um. Doch die wenigen Gäste, die noch aus dem Reichssaal tröpfelten, gingen in die andere Richtung. Dorthin, wo das kalte Büfett himmlische Düfte verströmte und eigentlich auch ich hinwollte.

»Jemand will Jiří umbringen.« Sie biss sich auf die Unterlippe. »Glaube ich zumindest.«

»Jiří?«, wiederholte ich ungläubig. »Jiří Svoboda?«

Ich stellte das Sektglas auf die Balustrade und blickte unwillkürlich in die Richtung, in der ich den großen, stattlichen Mann vermutete. Von hier war er zwar nicht zu sehen, aber deutlich zu hören. Seine sonore Stimme drang bis zu der Stelle, an der wir standen, oberhalb der Eingangstreppe im Alten Rathaus Regensburgs. Svoboda musste sich irgendwo in der dichten Mensentraube befinden, die lärmend zum Büfett drängte.

Die Frau, die mich angesprochen hatte, antwortete nicht. Sie sah auf ihre Stiefel in einem dunklen Grau, die ihre zierlichen Beine betonten, trat vom linken Bein aufs rechte, hielt sich an ihrem Sektglas fest und schwieg. Ich schätzte sie auf Anfang, höchstens Mitte zwanzig. Womöglich bereute sie schon, dass sie mich angesprochen hatte.

»Sie meinen wirklich den Organisator der heutigen Spendenaktion?«, hakte ich nach.

Abrupt hob sie den Blick, die Augen unsicher auf mich gerichtet. »Ja. Ich glaube, Jiří ist in Gefahr.«

Von draußen wehten Geigenklänge herein, eine schnelle, sehnsüchtige Tangomelodie, die Straßenmusikanten zum Besten gaben, und die Stimmen der Passanten. Es war Sonntag, der 13. September, und wer nichts anderes zu tun hatte, genoss den lauen Spätsommerabend in der Altstadt Regensburgs bei einem Spaziergang durch die mittelalterlichen Gassen oder einem Glas Aperol Spritz auf einem der zahllosen Plätze. Und ich stand hier und zog dieser scheuen jungen Frau mühsam Informationen aus der Nase.

»Sind Sie mit Herrn Svoboda verwandt?«

»Nein, nein.« Fiona Schwarz antwortete in einem Ton, als wäre allein schon die Frage unsinnig. Sie sprach mit einem weichen, aber sehr leichten Akzent, den ich für schwäbisch hielt. »Jiří hat keine Familie.«

Wieder verstummte sie und wollte mir ganz offensichtlich nicht erklären, in welcher Beziehung sie zu Svoboda stand. Er musste mindestens doppelt so alt sein wie sie. Die nächste Frage formulierte ich so vorsichtig wie möglich.

»Dann sind Sie mit ihm befreundet?«

Sie wurde rot und sah zur Seite. »Nicht so, wie Sie vielleicht denken«, entgegnete sie schließlich so leise, dass ich sie inmitten der Geigenmusik von draußen und dem Stimmengewirr in den hinteren Räumen kaum verstehen konnte.

Gewiss waren jetzt alle Gäste am Büfett angelangt und labten sich an den aufgebauten Köstlichkeiten. Mein Magen knurrte vorwurfsvoll.

»Jiří ist ein ...«, Fiona zögerte und räusperte sich verlegen, »ein Freund, ja, nur ein guter Freund. Das ist alles. Wirklich absolut ... alles.«

Ihre Haut war sehr hell, fast weiß, sodass die roten Flecken, die sich soeben auf Gesicht und Hals ausbreiteten, deutlich zu sehen waren.

»Außerdem arbeite ich demnächst für die Stiftung, Jiří hat mir einen Job angeboten.«

Von meinem Sohn Vincenzo und meiner Untermieterin Mona, beide befanden sich ebenfalls unter den Gästen der heutigen Veranstaltung, wusste ich, dass Svoboda sich für die verschiedensten Kinderhilfsprojekte in der Stadt und im Landkreis engagierte. Für diesen Zweck hatte der ansehnliche Endvierziger, der auf dem Podium im Reichssaal eine mehr als beeindruckende Figur gemacht hatte, im vergangenen Jahr eine Stiftung gegründet und sie mit reichlich Kapital ausgestattet. Man munkelte von zwanzig Millionen.

»Sie kennen Herrn Svoboda schon lange?«

»Seit ich ein Kind war.«

»Und jetzt machen Sie sich Sorgen um ihn?«

»Sehr große sogar.« Tief atmete sie durch. »Aber er darf nicht wissen, dass ich Ihnen davon erzähle. Unter keinen Umständen.«

Endlich erfuhr ich, was eigentlich geschehen war: Am gestrigen Samstag hatte Svoboda einen Brief bekommen. Erst gegen halb sieben Uhr abends, als sie sich zum gemeinsamen Abendessen im »Kreutzers« aufgemacht hatten, einem Nobelrestaurant im Westhafen, hatte er ihn im Briefkasten entdeckt. Anfangs hatte er das Schreiben, das nur aus wenigen Zeilen bestand, bloß kurz überflogen.

»Aber dann ist er auf einmal ganz weiß geworden«, fuhr Fiona tonlos fort. »Schlechte Nachrichten?«, habe ich gefragt. Er hat nichts gesagt, den Brief zusammengeknüllt und in die Jackettasche gesteckt. Anschließend ist er so schnell zum Auto gerannt, dass ich ihn kaum mehr einholen konnte.« Wieder holte sie tief Luft und presste eine Hand auf die Brust, als fiel es ihr schwer zu atmen. »Das Lokal war schön, ein bisschen zu *posh* für meinen Geschmack, also zu etepetete, das Essen megagut. Wir haben tausend Pläne geschmiedet und alle möglichen Ideen entwickelt, aber irgendwie ...« Sie sah ihr noch volles Glas an und schien nicht zu wissen, was sie damit anfangen sollte. »Er war nicht so wie sonst.«

»Wie war er?«

»Angespannt, nachdenklich, den ganzen Abend. Immer wieder hat er den Faden verloren, wenn wir über das Svoboda-Haus gesprochen haben.« Sie bemerkte meinen fragenden Blick. »Mitte nächster Woche wird es eröffnet, in Schwandorf. Ein Heim für elternlose Flüchtlingskinder. Es ist ein Gemeinschaftsprojekt zwischen der Gemeinde und Jiřís Stiftung und sein ganzer Stolz.«

»Sie denken, der Brief hat Herrn Svoboda so verwirrt?«

Mit unheilvollem Gesichtsausdruck nickte Fiona. Ihr kirschrotes Spitzenkleid, das nur eine Handbreit unter dem oberen Beinansatz endete, betonte ihre mädchenhafte Figur mit den kleinen Brüsten. Dazu trug sie schwarze blickdichte Strümpfe und die kniehohen, dunkelgrauen Stiefel. Sie war fast einen ganzen Kopf kleiner als ich, und immer wieder verspürte ich den Drang, ihr beruhigend über das Haar zu streichen.

»Irgendwann habe ich ihn natürlich auf den Brief angesprochen«, gestand sie. »Ein Spinner« war alles, was er dazu gesagt hat. Und dass sich da nur einer groß aufspielen will und ich mir keine Sorgen machen soll. Ich habe ihn gebeten, mir den Brief zu zeigen.« Hilfflos zuckte sie mit den schmalen Schultern. »Doch das wollte er unter keinen Umständen.«

»Aber Sie wissen trotzdem, was darin gestanden hat?«

Fiona Schwarz nickte. »Nach dem Essen hat Jiří mich noch auf ein Glas Bier in sein Haus gebeten – ich wohne ja gleich um die Ecke. Ich habe wieder nachgebohrt, was denn nun genau in dem Brief gestanden hat. Irgendwann ist er wütend geworden. Er hat den Brief rausgeholt, der hat ja immer noch in seinem Jackett gesteckt, ist zum Kamin und hat ihn vor meinen Augen verbrannt.« Nun trank sie doch einen winzigen Schluck Sekt. »Ich habe furchtbar schlecht geschlafen, von irgendwelchen Monstern und ich weiß nicht, was, geträumt. Und heute Morgen bin ich gleich zu Jiří rüber. Also, zuerst war ich noch joggen und beim Bäcker, ich bringe nämlich immer frische Semmeln fürs Frühstück mit. Und als er mal kurz nach draußen gegangen ist, bin ich zum Kamin.« Sie machte eine Pause. »Und da hat noch ein Fetzen Papier gelegen.«

»Was haben Sie entziffert?«

»Nur ein paar Worte: ›Ich zerstöre alles‹ hat es da geheißen. Es war nicht von Hand geschrieben, sondern mit dem Computer, und darunter: ›Blut und Verderben‹. Und am Ende: ›töte ich dich‹.« Mit verschleierten Augen sah sie mich an. »Das hört sich doch so an, als ob ihn jemand umbringen will, oder nicht?«

Die Geige war inzwischen verstummt, aber man hörte das Geklapper von Sandalen und hohen Absätzen auf dem Kopfsteinpflaster vor dem Alten Rathaus. Die Luft, die von draußen hereinwehte, roch nach Staub, schwüler Wärme und noch immer nach Sommer. Sogar hier oben an der Balustrade, die sich oberhalb der Treppe erstreckte, war das laue Lüftchen noch zu spüren.

»Kann ich den Brief sehen?«, fragte ich. »Oder das, was von ihm übrig ist?«

»Das geht leider nicht. Ich wollte den verkohlten Fetzen einstecken, aber in dem Moment ist Jiří wieder ins Zimmer gekommen. Ihm war sofort klar, was ich da mache. Er hat mir den Zettel aus der Hand gerissen und auch diesen letzten Rest verbrannt. Dann hat er gesagt, nein, so richtig böse angeknurrt hat er mich, dass er nie wieder auch nur ein einziges Wort davon hören will.«

Zwei Mädchen in Jeans und Spitzentops mit Spaghettiträgern, beide zwischen dreizehn und vierzehn und somit im Alter meines Sohnes, schlenderten kichernd an uns vorbei. Jede balancierte ein randvoll gefülltes Glas Cola in der einen Hand und einen mit Lachs-Canapés und Mozzarella-Sticks beladenen Teller in der anderen. Mein Magen rumorte laut und deutlich.

»Sind Sie schon bei der Polizei gewesen?«, fragte ich Fiona.

»Nein, ich traue mich nicht«, sagte sie mit entwaffnender Offenheit. »Jiří war wirklich unglaublich wütend gestern Abend, sogar angeschrien hat er mich. So habe ich ihn noch nie erlebt. Er darf auf keinen Fall wissen, dass ich Sie engagiert habe.« Ihr Blick wurde bittend. »Das heißt natürlich, wenn Sie den Fall überhaupt übernehmen. Geld spielt übrigens keine Rolle, ich bin nicht arm. Sie helfen mir doch, oder?«

Als ehemalige Polizistin wusste ich, dass die junge Frau schlechte Karten hatte, wenn ich ihren Auftrag ablehnte. Auch wenn sie ihre Bedenken über Bord werfen und sich doch noch an

die Polizei wenden sollte, würde sie dort vermutlich nur gelangweiltes Schulterzucken ernten und bestenfalls gute Ratschläge zu hören bekommen. Solange kein konkreter Tatverdacht gegen eine bestimmte Person vorlag oder es keine andere eindeutige Spur gab, waren den Ordnungshütern die Hände gebunden. Doch bevor ich den Fall offiziell übernahm, brauchte ich noch mehr Informationen.

»Haben Sie eine Idee, wer den Brief geschrieben haben könnte?«, fragte ich. »Hat Herr Svoboda Feinde?«

»Feinde?« Empört sah sie mich an. »Aber nein – er ist der beste Mensch, den ich kenne.«

Mindestens ein Mensch war offensichtlich anderer Ansicht.

»Wissen Sie, ob er in letzter Zeit Streit mit jemandem hatte? Vielleicht auch mit einem Freund oder guten Bekannten?«

»Einen richtigen Freund hat er eigentlich nicht. Er arbeitet ja immer, auch abends und am Wochenende. Die Stiftung ist das Wichtigste für ihn.« Sie überlegte. »Hin und wieder geht er zum Tennisspielen oder zum Golfen, meistens mit irgendwelchen Sponsoren oder Geschäftspartnern.« Erneut dachte sie nach, schüttelte dann den Kopf. »Nein, er hat nie was davon gesagt, dass es mit irgendwem Ärger gegeben hätte.«

»Auch nicht im Rahmen der Stiftung?«

»Dort himmeln ihn alle an, soweit ich das nach der kurzen Zeit beurteilen kann. Ich bin ja erst seit Anfang des Monats dabei.«

Zwei Jungs schossen an uns vorbei, schlitterten über das im Steinboden eingelassene altehrwürdige Stadtwappen Regensburgs, zwei gekreuzte Schlüssel, und gesellten sich zu den Mädchen, die an der Wand gegenüber stehen geblieben waren und kicherten. Vincenzo und seine Schulkameraden tummelten sich wohl immer noch vor dem Büfett, auf der Jagd nach den größten und besten Leckereien. Das Catering und die ganze heutige Veranstaltung, eine Spendenaktion zugunsten der Kinderklinik KUNO, waren von der Jiří-Svoboda-Stiftung organisiert worden. Nach den Begrüßungsworten des Oberbürgermeisters und den feierlichen Reden verschiedener Würdenträger hatte Svoboda

dem Leiter der Onkologischen Abteilung der Klinik, begleitet von bewegenden Worten, einen Scheck mit einem fünfstelligen Eurobetrag überreicht – unter tosendem Applaus und im Blitzlichtgewitter unzähliger Handys und Kameras.

Vincenzos Klasse hatte sich mächtig ins Zeug gelegt, um sich mit einem vorzeigbaren Betrag an der Spendenaktion zu beteiligen. Seit eine Klassenkameradin an Leukämie erkrankt war, hatten die Kinder nicht nur bei Eltern, Lehrern und Freunden eifrig Geld gesammelt, sondern auch in den verschiedensten Geschäften und Kneipen in der Innenstadt und bei sonstigen möglichen Geldgebern um Spenden gebeten. Bei der Stiftung hatten die Kinder offene Türen ingerannt. Der Stifter persönlich hatte sie empfangen und war sofort bereit gewesen, die schon recht ansehnliche Summe um ein Vielfaches aufzustocken. Auch um die Pressearbeit und den gebührenden Rahmen für die Übergabe des Schecks hatte er sich gekümmert. Im historischen Reichssaal des Alten Rathauses hatte sich in früheren Jahrhunderten der Ständige Reichstag versammelt und nicht nur die Politik der damals schon bedeutenden Stadt an der Donau gelenkt, sondern auch die Geschicke vieler anderer deutscher Reichsstädte und Fürstentümer beeinflusst.

»Ich brauche einen Anhaltspunkt«, nahm ich den Faden wieder auf. »Wer könnte mir weiterhelfen?«

Fiona überlegte. »Am besten, Sie reden mit Yvonne«, sagte sie schließlich mit belegter Stimme, und ihre Augen wurden schmal. »Yvonne Urban. Sie ist Jiřís Assistentin in der Stiftung und kennt alle Leute, mit denen er zu tun hat.« Sie deutete in die Richtung, aus der wir gekommen waren. »Sie haben sie bestimmt gesehen, sie hat bei der Übergabe des Schecks schräg hinter Jiří gestanden. Ziemlich groß, fast so groß wie er.«

Ich erinnerte mich an die Frau, die auf den ersten Blick wie ein Mannequin gewirkt hatte. Ihr aufrechter, stolzer Gang war mir sofort aufgefallen, die souveräne Miene, das selbstbewusste Lächeln. In einem elegant geschnittenen Kostüm aus bordeauxrotem, sichtlich teurem Tuch, das ihren gertenschlanken Körper perfekt zur Geltung brachte, hatte sie hinter Svoboda gemessenen

Schrittes die Stufen zum Podium erklommen. Ihre langen Beine und die rabenschwarze, kess nach oben gesteckte Lockenpracht hatten so manchen anerkennenden Männerblick und vielleicht noch mehr neidische Damenblicke auf sich gezogen.

»Sagen Sie Yvonne bloß nicht, dass ich Sie zu ihr schicke.« Düster sah Fiona mich an. »Sie kann mich sowieso nicht leiden. Wenn sie dürfte, wie sie wollte, würde sie mir die Augen auskratzen.«

»Willst du was vom Shrimpsalat, bevor er alle ist?«, hörte ich eine bekannte Stimme hinter mir. »Außerdem sucht Vincenzo dich, Anna-Schätzchen.«

Ich wandte mich um. Meine Untermieterin Mona hielt mir einen Teller mit einem Berg verlockend nach Ananas und Curry duftenden Shrimps unter die Nase. In der anderen Hand trug sie ein Glas Sekt. Im Gewühl am Büfett hatten wir uns aus den Augen verloren, noch bevor Fiona mich angesprochen hatte.

Ich stellte die beiden jungen Frauen einander vor, sie waren ungefähr im selben Alter.

Fiona schien es plötzlich eilig zu haben. Hektisch kramte sie in ihrer Tasche und kritzelte etwas auf ein zerknittertes Blatt Papier.

»Bitte schicken Sie mir Ihren Kostenvoranschlag so bald wie möglich.« Sie reichte mir den Zettel mit ihren Kontaktdaten. Wieder erschienen die roten Flecken auf ihrem Hals, und ihre Stimme vibrierte. »Sie übernehmen doch den Auftrag?«

Ich nahm das Blatt, nickte und gab Fiona im Gegenzug meine Visitenkarte: »Anna di Santosa, private Ermittlungen«.

Sie betrachtete das Kärtchen wie eine lang ersehnte Trophäe, und das erste Mal an diesem Abend schien sich ihre Anspannung ein wenig zu lösen. Eilig verabschiedete sie sich. Sie wirkte nun so verschämt, als wäre ihr die ganze Situation mit einem Mal entsetzlich peinlich. Mit klappernden Absätzen hastete sie in Richtung Büfett davon.

»Ich bin dann mal fertig«, sagte keine fünfzehn Minuten später Vincenzo ungeduldig zu mir. »Können wir fahren?«

Ich blickte in die aufgeregte blitzenden Augen meines dreizehnjährigen Sohnes. Sie waren so dunkel wie seine kurzen borstigen Haare, die er von seinem Vater Paolo geerbt hatte, einem waschechten Regensburger. Während ich, die gebürtige Italienerin aus der Toskana, mit meinem tizianroten Haar und der hellen Haut immer wieder für eine geborene Bayerin gehalten wurde.

Normalerweise konnte ich Vincenzo auf Festivitäten, bei denen es etwas zu essen gab, frühestens nach einer Stunde dazu überreden, allmählich an den Nachhauseweg zu denken.

»Wenn ich fertig gegessen habe«, sagte ich und wunderte mich, warum er es so eilig hatte. »*Un po' di pazienza, per favore* – nicht so ungeduldig, junger Mann.«

Ich widmete mich wieder meinem Teller, den ich mit dem Sektglas inzwischen auf einem der wenigen Stehtischchen im Büfettraum abgestellt hatte. Mona hatte ihr Glas geleert, mir die Shrimps überlassen und war mit aufgeklapptem Laptop und wichtiger Miene davonstolz. Im Gegensatz zu mir war sie nicht nur zum Vergnügen hier.

Nach dem Verzehr der Shrimps hatte ich mich noch einmal am Büfett bedient, wo auflangen, mit weißen Batistdecken und den ersten Zierkürbissen dekorierten Tischen die Delikatessen angerichtet waren. Es gab Salate in allen Variationen, verlockend aussehende Quiche, nach Knoblauch und Oregano duftende Hackfleischbällchen, Baguette und Brezeln in großen geflochtenen Körben, die in Bayern unverzichtbaren Weißwürste und dazu den berühmten Händlmaier-Senf aus der traditionsreichen Regensburger Manufaktur.

»Geh doch ein bisschen raus zu den anderen, bis ich fertig bin«, schlug ich meinem Sohn zwischen zwei Bissen vor.

Die meisten Kinder aus Vincenzos Klasse hatten sich inzwischen auf den Rathausplatz verzogen, wo sie, ungestört von Erwachsenen, ihren Interessen nachgehen konnten. Unweit meines Tisches plauderte der Klassenlehrer mit einer besorgt dreinblickenden Mutter in einem zu engen und zu kurzen Minikleid. In der hinteren Ecke des Raumes unterhielt sich ein Grüppchen

feierlich gekleideter Männer und Frauen, überwiegend Würdenträger der Stadt und geladene Gäste aus Politik und Wirtschaft. Manche kannte ich aus der Zeitung, manche der Frauen aus meinem Laden. Jiří Svoboda, den ungekrönten Star des Abends, sah ich im Moment zwar nicht, hörte aber immer wieder seine kraftvolle, optimistische Stimme aus einem der angrenzenden Räume schallen.

»Die sehe ich sowieso alle morgen, und Florian ist schon gegangen«, erwiderte mein Sohn genervt. Florian war Vincenzos bester Freund. »In meinem Federmäppchen sind übrigens nur abgebrochene Stifte und Kulis ohne Mine. Und haben wir zu Hause vielleicht noch irgendwo einen sauberen Block?«

Schon seit Tagen erinnerte ich ihn daran, alles Nötige für den ersten Schultag nach den Sommerferien vorzubereiten. Aber Vincenzo, ein Meister der Improvisation, stopfte normalerweise erst in letzter Sekunde die erforderlichen Utensilien in seinen Rucksack. Ein klein wenig wunderte ich mich, dass er schon heute Abend daran dachte.

»Außerdem muss ich mein Zimmer aufräumen – dringend.« Er machte eine so theatralische Geste, als wäre er ein reinrassiger Italiener. »Um das Gästezimmer sollten wir uns auch noch kümmern, Mama, und im Wohnzimmer sieht's aus wie Sau.«

Jetzt war mir klar, warum mein Sprössling mich so zur Eile antrieb. Wir erwarteten wichtigen Besuch aus Italien. Vincenzos Großcousin Leonardo hatte sich für morgen angekündigt. Er wollte in Weihenstephan studieren und fürs Erste in unserem Gästezimmer schlafen. Am Spätnachmittag, um Viertel nach sechs, sollte sein Zug im Regensburger Hauptbahnhof ankommen, und wir würden ihn selbstverständlich gemeinsam abholen.

Ich entstamme einem alten toskanischen Adelsgeschlecht und habe bis zu meinem fünfzehnten Lebensjahr auf dem *castello* meiner Verwandten bei Volterra gelebt. Unseren Sommerurlaub in meiner alten Heimat zu verbringen, war ein festes Ritual.

Erst vor zwei Wochen waren wir nach Regensburg zurückgekehrt. Dennoch konnte Vincenzo es kaum erwarten, seinen Lieblingscousin wiederzusehen, den er wie einen jungen Gott

verehrte. Trotz ihres Altersunterschieds waren die beiden auch dieses Jahr wieder unzertrennlich gewesen, und auch wenn sie nicht zusammen sein konnten, hielten sie Kontakt per Skype und Facebook. Leonardo war einundzwanzig, studierte an der Universität Florenz Landwirtschaft und Gartenbau und würde im kommenden Winter das seit einem Jahr geplante Auslandssemester in Weihenstephan absolvieren. Bereits im vergangenen Sommer hatte ich ihm angeboten, bei uns zu wohnen. Vincenzos Geduld war auf eine harte Probe gestellt worden. Die bürokratischen Formalitäten für die Genehmigung des Auslandssemesters hatten sich – wie in meiner alten Heimat üblich – als so aufwendig und kompliziert erwiesen, dass Leonardos Besuch immer wieder verschoben werden musste.

»Trotzdem will ich in Ruhe fertig essen«, sagte ich. »Guck doch mal nach Mona, vielleicht kommt sie mit uns.«

So kam Vincenzo zumindest nicht auf dumme Gedanken. Neulich hatte ich ihn schon zum zweiten Mal dabei erwischt, wie er und ein Fußballfreund heimlich eine Flasche Bier im Garten geleert hatten. Ich hatte mir meinen Kommentar verkniffen und gehofft, dass es dabei blieb. Aber als mein Sohnmann vor einigen Tagen von einem Besuch bei demselben Jungen zurückkam, hatte er nach Alkohol gerochen. Wie die beiden an das Bier – und hoffentlich nichts Schlimmeres – gekommen waren, hatte Vincenzo mir auch angesichts meines Wutausbruchs selbstverständlich nicht verraten. Seither war ich nicht nur auf ihn schlecht zu sprechen, sondern auch auf seinen Vater Paolo. Trotz inständiger Bitten meinerseits und hochheiliger Versprechen seitens meines Ex hatte dieser aufgrund seiner vielen Arbeit – Paolo war Hauptkommissar bei der Kripo Regensburg – noch keine Zeit gefunden, unser Söhnchen ins Gebet zu nehmen.

Vincenzo machte sich auf, um Mona unter den immer noch zahlreichen Besuchern aufzustöbern und nach ihren Plänen zu fragen. Ich widmete mich wieder meinem Teller.

Wie ich hatte auch Mona inzwischen ein zweites berufliches Standbein. Vor über einem Jahr hatte ich sie zur stellvertretenden Geschäftsführerin des »BellaDonna« ernannt, meiner Boutique

für exklusive Mode aus Italien und erschwingliche Designermode aus zweiter Hand. Seit meine Detektei so gut lief, hatte ich immer weniger Zeit gehabt für regelmäßige Schichten im Laden. Mona hingegen war die geborene Verkäuferin, hatte sich als diplomierte, bisher jedoch arbeitslose Literaturwissenschaftlerin aber immer auch eine Tätigkeit gewünscht, bei der ihr das Studium zustattenkam. Vor Kurzem hatte sie endlich ihren langersehten Traumjob gefunden: Hin und wieder durfte sie als freie Mitarbeiterin für die Lokalredaktion der Mittelbayerischen Zeitung kreativ sein. Heute Abend war sie hier, um einen Bericht über die Spendenaktion zu schreiben. Der Artikel würde übermorgen erscheinen.

Das brachte mich auf eine Idee. Morgen würde ich mich bei Svobodas Stiftung als Redakteurin der Mittelbayerischen Zeitung ausgeben und versuchen, mit Yvonne Urban zu sprechen. Vielleicht bekam ich ja von Svobodas Assistentin einen Anhaltspunkt, wer hinter dem Drohbrief stecken könnte. Nach meinem Gespräch mit Fiona hatte ich bereits nach ihr Ausschau gehalten, sie aber nicht mehr gesehen.

Ich würde Monas alten Presseausweis einpacken, den sie vor einem halben Jahr mir zuliebe als verloren gemeldet hatte. Damals hatte sie ihr ursprünglich goldblondes Elfenhaar zum ersten Mal gefärbt, eine Spur dunkler, als das meine von Natur aus war. Seither wechselte sie ihre Haarfarbe wie andere Leute die Unterwäsche. Mit ein wenig Phantasie würde ich als eine etwas in die Jahre gekommene Mona durchgehen. Ich musste nur darauf achten, dass ich den Ausweis sofort wieder in der Handtasche verschwinden ließ und sich niemandem Gelegenheit bot, ihn genauer zu betrachten.

Luisa Paretzki, eine Schauspielerin an den Städtischen Bühnen und Stammkundin im »BellaDonna«, stöckelte an meinem Tisch vorbei. Sie kannte jeden Klatsch der Stadt. Ich beglückwünschte sie zu ihrem cremefarbenen Etuikleid mit gewagtem Rückendeckeloté, und nach fünf Minuten hatte ich schon die ersten Informationen über Jiří Svoboda.

Seit anderthalb Jahren lebte er in Regensburg. Früher hatte er

ein florierendes Unternehmen in Ulm geführt, das er angeblich verkauft hatte. Allerorten höre man, wie reich er sei, wusste Luisa zu berichten, seine Villa, ach was, sein Palast in Lappersdorf, einem Ort nördlich von Regensburg, sei eine Augenweide. Wie sein Name vermuten ließ, war er gebürtiger Tscheche, was man jedoch kaum hörte. Bei seiner mit ebenso großer Professionalität wie persönlicher Wärme vorgetragenen Rede hatte er fließend und fehlerfrei deutsch gesprochen. Ich selbst war zweisprachig erzogen worden – meine Mutter war Halbtalienerin, mein Vater ein Oberbayer. Inzwischen lebte ich seit zwanzig Jahren in Bayern und seit fünf Jahren in Regensburg. Dennoch ertappte ich mich auch heute noch gelegentlich dabei, dass mir das italienische Wort vor dem deutschen einfiel.

Als Luisa sich verabschiedete, lachte mein Handy als Zeichen für eine eingehende Nachricht. Ich zog das nagelneue, übergroße Smartphone aus der Handtasche, ein Geschenk von Maximilian. Vor einer Woche hatte er es mir feierlich überreicht, kurz vor seinem Abflug nach Sydney. So könne er mir Fotos von seiner Reise schicken, hatte er gemeint, und wir beide würden uns trotz der über zwanzigtausend Kilometer, die uns trennten, nicht ganz so allein fühlen.

Auch die gerade eingehende Nachricht kam von ihm. Drei Fotos von Traumküsten unter wolkenlosem Himmel, silbern schäumende Wellen und lange weiße Strände voller Natur und Einsamkeit. Ich las die ausführliche Nachricht. Wieder einmal schwärmte Maximilian. Nach dem mehrtägigen Kongress in Sydney, an dem er in seiner Funktion als leitender Oberarzt der Neurochirurgie an der Uniklinik Regensburg teilgenommen hatte, war er inzwischen nach Melbourne weitergereist. Laut der angegebenen Ortszeit war es dort jetzt kurz vor sieben am folgenden Morgen. Am Vorabend sei er nach der langen Fahrt zu müde für einen ausführlichen Bericht gewesen, entschuldigte er sich. Außerdem fühlte er sich entsetzlich einsam ohne mich und war froh, dass er mich am kommenden Sonntag endlich wieder in die Arme schließen durfte.